



Ausgepackt!

125 Jahre Geschichte(n) im Museum Natur und Mensch

herausgegeben von
Tina Brüderlin, Stefanie Schien und Silke Stoll
für das Museum Natur und Mensch
Städtische Museen Freiburg

MICHAEL IMHOF VERLAG



Inhalt

Grußwort	6
Vorwort und Dank	7
Ausgepackt! 125 Jahre Geschichte(n) im Museum Natur und Mensch	8
Geschichte. Bewegt. Gegenwart.	10
HAUSMODELL	12
KALEBASSENDECKEL	14
KANUMODELL	16
SEEHUNDDARM-PARKA	18
PERLENNETZ	20
SCHLITZTROMMEL	22
KLOSTERTÜR	24
T-SHIRT „ADELHAUSERMUSEUM DER HERZEN“	26
Netzwerke. Verbinden. Geschichten.	28
STABPUPPE	30
SIGNALHORN	32
KRIEGSTEPPICH	34
SITZENDER BUDDHA	36
PORTRÄTMASKE	38
WANDKACHEL	40
TANZHUT	42
LIEBLINGSOBJEKT	44
Wissen. Vermittelt. Vielfalt.	46
HISTORISCHE FOTOSAMMLUNG	48
TJURUNGA-STEIN	50
LEDERHEMD	52
FEDERMASKE	54
TONSCHALE	56
KAMPFSCHILD	58
Autor_innen	60
Zeitleiste der Geschichte des Museums Natur und Mensch	66
Literaturverzeichnis	68
Impressum	69



KALEBASSENDECKEL

Haya, Tansania
Anfang 20. Jh.
Gras, Fasern von Bananenblattscheiden
Provenienz: Sammlung Oberleutnant Wilhelm Winterer, Schenkung über Oberbürgermeister Otto Winterer, Freiburg i. Br., 1910
I/1170

Der zur Museumsgründung amtierende Oberbürgermeister Freiburgs, Otto Winterer, schenkte den Kalebassendeckel der Sammlung. Ohne Hintergrundwissen zum kulturellen Kontext des Objektes, wurde er als „Trinkschlauch“ – und somit als Gebrauchsgegenstand – inventarisiert. Die eigentliche Funktion und weitgreifende Bedeutung für die Urheber_innen wird erst durch die ethnologische Aufarbeitung ersichtlich.



Kalebassendeckel der Haya

Das Objekt symbolisiert für mich Zusammenhänge zwischen ethnologischem Interesse, kolonialem Herrschaftsanspruch und städtischer Gesellschaft. Wilhelm Winterer (1879–1969) sammelte es als Offizier der „Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika“ in Kifumbiro. Über seinen Vater, den Oberbürgermeister, gelangte es als Schenkung in die städtische Sammlung. Während der 1920er und 1930er Jahre war er dann in Freiburg einer der führenden Propagandisten eines vermeintlichen deutschen Anspruchs auf koloniale Herrschaftsausübung in Übersee. So gründete er den „Afrika-Verlag Freiburg“, in dem 1923 sein Roman „Werben und Sterben. Ein Traum aus Deutschostafrika“ erschien. Im Vorwort der zweiten Auflage behauptete er 1925, ohne z. B. die deutschen Kolonialkriege und „Strafexpeditionen“ zu erwähnen: „Zu unser aller aufrichtigen Genußtuung kann aber festgestellt werden, dass die Erinnerung an unsere paradiesischen Kolonien wachgeblieben ist und das Interesse für alles, was sich auf sie bezieht, sich in allen Schichten des deutschen Volkes stark vermehrt hat.“ Es sei „die Hauptaufgabe des Werkes, den deutschen Kolonialgedanken aufrecht zu erhalten, ihm neue Anhänger zu werben und die Liebe an unsere herrlichen Kolonien, die ihre einstige Blüte einzig und allein nur deutschem Fleiß und deutscher Zuverlässigkeit zu verdanken hatten, bei jung und alt zu pflegen. Was uns zur Zeit wider göttliches und menschliches Recht geraubt ist, muss wieder in die Hände der rechtmäßigen Besitzer zurückkehren.“ Daneben publizierte Winterer koloniale Abenteuer geschichten sowie Zeitungsartikel für die Freiburger Öffentlichkeit. Hier war er auch präsent durch seine Auftritte in Schutztruppenuniform und zahlreiche Vorträge über Ostafrika. Der „deutschnational“ eingestellte Winterer äußerte mehrfach kolonialpolitische Hoffnungen in Hitler und das NS-Regime. 1935 kuratierte er die unter der Schirmherrschaft des NSDAP-Gauleiters Robert Wagner stehende Freiburger Station der „Deutschen Kolonialausstellung“ in der städtischen Festhalle und war zur NS-Zeit auch Führer des Vereins der Kolonialkrieger und -deutschen.

Heiko Wegmann, Sozialwissenschaftler



Digitalisieren im Museum: Transparenz herstellen und Wissen jederzeit global austauschen

Dieser filigrane Kalebassendeckel geht nach Ende der Ausstellung zurück in das Zentrale Kunstdepot (ZKD), in dem die Sammlungen der Städtischen Museen Freiburg (STM) aufbewahrt werden. Sich unabhängig von Ausstellungen und Öffnungszeiten über Objekte informieren und austauschen zu können, wird durch die Digitalisierung der Ethnologischen Sammlung erheblich leichter. Die Sammlungs-transparenz erhöht sich, was den offenen Dialog zwischen dem Museum Natur und Mensch und Wissenschaftler_innen, Vertreter_innen von Urhebergesellschaften und Bürger_innen fördert. Digitalisieren bedeutet vor allem die Erfassung, Erschließung und die darauf folgende Online-Veröffentlichung des Sammlungsbestandes. Sammlungsbiographien und -inhalte werden dadurch zugänglich und für den globalen Wissensaustausch nutzbar. Im Jahr 2007 schloss das Adelhausermuseum für Völkerkunde, die 20 000 ethnologischen Objekte wurden an mehreren Standorten zwischengelagert. Mit dem ZKD steht für sie seit 2012 eine Verwahrung unter optimalen Bedingungen zur Verfügung. Hier werden die Objekte wieder ausgepackt, bearbeitet und dokumentiert. Speicherort für die Dokumentation ist die interne Museums-Datenbank *imdas pro*. Jedem Objekt entspricht ein Datensatz, der alle fortlaufend gepflegten Informationen zu dessen Biographie enthält. Wissen über Materialität, den emischen – aus Sicht der Urhebergesellschaft üblichen – Gebrauch und die Bedeutung des Objekts, seine Herkunft und die Art des Erwerbs werden hier ebenso festgehalten wie Kenntnisse über Vorbesitzer_innen. Diese Informationen werden schließlich mit einem Objektfoto in die Online-Sammlung der STM migriert, der Schnittstelle zur Öffentlichkeit. Ein leichter Zugang via Internet ist für internationale Wissenschaftler_innen und Vertreter_innen von Urhebergesellschaften essentiell, besonders mit Blick auf Provenienzforschung. Digitalisierung von Sammlungen leistet einen entscheidenden Beitrag dazu, Informationen über Objekte wie dem Kalebassendeckel global zu vernetzen.

Yvonne Finzler, Studentin der Ethnologie



Was steckt hinter der auffallenden Form und dem ästhetischen Ausdruck dieses Kalebassendeckels aus dem Nordwesten Tanzanias? Er diente zur Abdeckung von Kalebassen, in denen Bananenbier aufbewahrt wurde. Verbreitet waren diese höchst stilvoll aus Bananenblattfasern in Spiralwulsttechnik geflochtenen Deckel insbesondere im Gebiet der Bahaya-Gesellschaft, die in der Region westlich des Viktoria-Sees und Rwandas Ostgrenze lebt. Der Deckel stammt aus der Sammlung des früheren Freiburger Oberbürgermeisters Otto Winterer, dessen Sohn Wilhelm von 1907–1913 als Kolonialoffizier in der „Schutztruppe für Ost-Afrika“ im heutigen Tansania diente. Solche formschönen Gefäß-Abdeckungen wurden insbesondere in der frühen Kolonialzeit zusammengetragen, die näheren Erwerbsumstände sind nicht bekannt. Sie sind in einer beträchtlichen Formenvarietät in manchen ethnologischen Sammlungen Europas zu finden. Vor Ort sind sie heute selten geworden und wurden meist durch einfachere oder industriell hergestellte Produkte ersetzt. Die bis zu 70 cm hohen Deckel dienen dazu, das in Kalebassen aufbewahrte und transportierte Bananenbier vor Staub und Insekten zu schützen. Sie können recht eigentlich als ikonisches Objekt der ausgeprägt hierarchisch strukturierten *kihaya*-Gesellschaft bezeichnet werden. Die hoch stilisierte Deckelform lässt sich als Ausdruck zentraler Merkmale der Bahaya lesen. Zum einen ist das gemeinschaftliche Trinken ein zentrales gesellschaftliches Moment, das jedes soziale Zusammensein in dieser von Bananananbau und Grossviehhaltung charakterisierten Gesellschaft kennzeichnet. Die stilisierten Biergefäß-Abdeckungen verweisen auf die grosse Bedeutung der Haltung von Ankole-Langhorn-Rindern. Sowohl der gemeinschaftliche Bierkonsum wie die Grossviehhaltung sind ausgeprägt gesellschaftsbildend und auch in der zeitgenössischen Gesellschaft zentral für Identität und Kontinuität. Davon zeugt eine Vielzahl von mythischen Erzählungen, von Redensarten und Sprichwörtern, die bis heute im gesellschaftlichen Gedächtnis lebendig sind.

Thomas Laely, Ethnologe



PERLENNETZ

El-Hibe, Ägypten
26./27. Dynastie, 664–525 v. Chr.
Fayenceperlen, Leinen
Provenienz: Zuwendung der Freiburger
Wissenschaftlichen Gesellschaft 1924
aus dem Fundanteil der „Badischen Grabungen“
der Universitäten Freiburg und Heidelberg 1914
Ae/0150

Dieses seltene Perlennetz aus ägyptischen Fayenceperlen stammt aus El-Hibe, einer antiken Stadt am Ufer des Nils. Über die Freiburger Universität gelangte es in die Städtischen Sammlungen und schließlich ans Museum für Völkerkunde. Lange war es im Depot in Vergessenheit geraten. Um 1987 wurde es von dem Restaurator Hans-Joachim Borbe dort wiederentdeckt. Es gilt als eines der am besten erhaltenen Exemplare seiner Art.



Ein altägyptisches Fayenceperlennetz von Weltruhm

Im März 1914 fanden in Mittelägypten die sogenannten Badischen Grabungen statt. Ein Teil der Fundstücke gelangte nach Freiburg, darunter ein bemalter Holzsarg, in dem sich eine männliche Mumie befand, auf der ein sehr gut erhaltenes Netz aus farbigen Fayenceperlen lag. Dieses Ensemble aus der Spätzeit Ägyptens (7./6. Jh. v. Chr.) liefert uns kulturhistorisch bedeutsame Informationen über den Bestattungsbrauch an seinem Fundort El-Hibe.

Bis heute findet vor allem das Perlennetz große Beachtung, da es zu den am besten erhaltenen Exemplaren weltweit gehört. Nach seiner Restaurierung erstrahlt das aus etwa 28.000 Fayenceperlen bestehende Mumiennetz wieder in seiner ursprünglichen Form und Farbenpracht. Besonders die in die rautenförmige Netzstruktur eingearbeiteten figürlichen Motive zeigen, dass das Freiburger Exemplar ein herausragendes Beispiel ägyptischer Perlenknüpfkunst darstellt:

Auf Kopfhöhe ist ein Gesicht mit Kinnbart zu sehen, wobei die gelbe Farbe das eigentlich goldene Antlitz des vergöttlichten Verstorbenen kennzeichnet. Ein schulterbreites Collier mit Lotusblüten zierte den Halsbereich. Darunter rollt ein geflügelter Skarabäus die Sonne als Symbol der Auferstehung des Toten bei Sonnenaufgang vor sich her. Die beiden geflügelten Göttinnen sind aufgrund ihrer jeweiligen Kopfbedeckung als Isis und Nephthys, Gemahlin und Schwester des Totengottes Osiris, zu bestimmen. Die vier mumienförmigen Figuren über der unteren Bauchregion sind als die Horussöhne und somit als Beschützer der Eingeweide zu identifizieren. Den unteren Abschluss des Netzdekors bildet eine Textzeile in Hieroglyphen, die ein kurzes Gebet beinhaltet und übersetzt lautet: „Ein Königsopfer für Osiris, den großen Gott, Herrn des Himmels. Möge er ein vollkommenes Begräbnis in [der Nekropole] veranlassen.“ Der darüber liegende Schakal verkörpert den Totengott Anubis, der dem Mythos zufolge seinen ermordeten Vater Osiris einbalsamierte und wie die anderen hier gezeigten Götteramulette im Totenglauben der Ägypter eine wichtige Rolle spielte. Gemeinsam sichern sie Schutz und Wiedergeburt des Verstorbenen im Jenseits, während das Perlennetz seine Mumie für alle Ewigkeit magisch zusammenhalten soll.

Lars Petersen, Ägyptologe



Entdeckt – verschollen – wiederentdeckt! Ein seltener Mumienschmuck aus Ägypten

Am 24. März 1914 steigen Mitarbeiter der Heidelberger und Freiburger „Badischen Grabungen“ zwischen den griechisch-römischen Stadtruinen von el-Hibe einen Grabschacht hinab. Unten erwartet sie totales Chaos: 3 Felskammern, vollgestopft mit leeren Sarkophagen, zerfledderten Mumien und verstreuten Beigaben. Nur einen einfachen Kastensarg müssen die Grabräuber übersehen haben. Darin liegt ein Innensarg mit der von einem bunten Perlennetz bedeckten Mumie! Was für ein Glücksfall nach wochenlanger Plackerei in Sand- und Schuttbergen!

Bei der damals üblichen Fundteilung zwischen dem Grabungsteam und dem Museum in Kairo fällt das Ensemble an Freiburg. Hier führt eine jahrzehntelange Odyssee mit wechselnden Standorten und kriegsbedingter Auslagerung zu Schäden an den Objekten. Dank des Grabungsfotos wird das spektakuläre Freiburger Netz in der Fachwelt zwar bekannt, gilt aber als verschollen.

Zum Glück entdeckt man es erneut – auf dem Dachboden des Adelhausermuseums! Das zur Ägypten-Ausstellung 1990 gedruckte Begleitheft mit dem mineralogischen Bericht über Perlen aus der Bedeckung der Mumie verrät, dass der angebliche Kriegsverlust noch existiert. Beim Magazinbesuch 1992

breitet der Restaurator das Seidenpapier mit den zerfallenen und verschmutzten Resten auf dem Boden aus und ich kann den Sensationsfund fotografieren.

Erst 2007 ließ sich im Zuge der Stuttgarter Ausstellung „Ägyptische Mumien“ dank engagierter Profis der Restaurierungswerkstätten am Landesmuseum Württemberg eine fachkundige Instandsetzung realisieren. Modernste Laser-Technik zur Perlenreinigung und die Glasplatte des Heidelberger Fotoarchivs von 1914 mit gestochenen scharfen Details halfen bei der aufwändigen Restaurierung. Hoffentlich kann dieses einzigartige Ensemble aus Perlennetz und Mumiensarg seinen über 100-jährigen Dornröschenschlaf bald beenden und dem Publikum auf Dauer präsentiert werden!

Beatrix Gessler-Löhr, Ägyptologin



Der Film zeigt die Restaurierungsarbeiten am Perlennetz, die anlässlich der Großen Landesausstellung *Ägyptische Mumien. Unsterblichkeit im Land der Pharaonen* an dem Objekt vorgenommen wurden. Er wurde gemeinsam mit dem Perlennetz im Landesmuseum Württemberg vom 6. Oktober 2007 bis zum 24. März 2008 in Stuttgart gezeigt.



Ausschnitt aus dem Film „Das Perlennetz von El-Hibe und seine Restaurierung“, 2007, © Landesmuseum Württemberg
Mit freundlicher Genehmigung des Landesmuseums Württemberg, Stuttgart



HISTORISCHE FOTOSAMMLUNG

Samoa
19. Jh.
Provenienz: Sammlung Dr. Adolf Vollbrandt, Schenkung von Claus Vollbrandt, Freiburg i. Br., 2019
HF/II/0215, HF/II/0227, HF/II/00253

Die Ethnologische Sammlung beherbergt eine historische Fotosammlung. Diese umfasst ca. 2 500 Fotografien, Negative und Glasplatten mit anthropologischen und ethnografischen Aufnahmen aus der ganzen Welt. Während der Großteil vor 1950 ans Museum gelangte, kommen immer wieder neue Konvolute hinzu. Die „Sammlung Vollbrandt“ mit Aufnahmen aus Samoa ist der neuste Sammlungseingang aus dem Jahr 2019.



Fast zeitgleich mit der kolonialen Expansion von Europa aus entwickelte sich im 19. Jahrhundert die Fotografie. Mit der aus europäischer Sicht rasant größer werdenden Welt wurde im Westen der Hunger nach Bildern aus der ‚Fremde‘ schier unersättlich. Tausende Fotografien wurden im Zusammenhang mit der Eroberung und Aneignung ‚fremder‘ Länder aufgenommen und gesammelt. Mit dem vermeintlichen Authentizitätsversprechen schien das Medium ideal geeignet für das im 19. Jahrhundert verbreitete Streben nach Dokumentation, Kategorisierung und Klassifizierung der Welt und ihrer Bewohner*innen. Anhand äußerer Merkmale sollten deren Bewohner in ein System eingeordnet werden. Dabei entstanden oder verfestigten sich Klischees, die bis heute nachwirken.

Wie zeigt man nun Bilder, die möglicherweise gar nicht gezeigt werden sollen? Weil diese Bilder in ungleichen Machtverhältnissen aufgenommen wurden. Weil sie aus einem Zusammenhang stammen, der wissenschaftlich hierarchische Unterschiede zwischen Menschen belegen wollte. Weil sie vielfach als Nachweise einer vermeintlichen europäischen Überlegenheit dienten. Weil sich in ihnen Stereotype verfestigt haben, die bis in die Gegenwart Vorurteile erzeugen. Die Bilder nicht zu zeigen, ist keine Option. Vielmehr können die Bilder heute neu befragt werden. Waren die Abgebildeten einverstanden abgelichtet zu werden oder war es ihnen unangenehm? Sind die Bilder Zeugnisse einer asymmetrischen Machtbeziehung oder nunmehr wertvolle Dokumente der Lebensgeschichte eines Individuums? Die Antworten auf diese Fragen werden derzeit rege diskutiert. Im Vordergrund steht dabei nicht nur die Bewahrung dieser besonders empfindlichen und vergänglichen Objekte, sondern auch die Bewahrung der Würde der Abgebildeten. Fotografien sind also weitaus mehr als nur ein Stück Papier. Sie formen Erinnerung und ermöglichen Teilhabe an zeitlich oder räumlich fernen Ereignissen und Lebenswegen.

Lucia Halder, Geschichtswissenschaftlerin



Faagalo Tuaimalo, ihre jüngere Schwester Manaima und Fai Atanoa gehörten zu einer Truppe von 6 Männern und etwa 25 Frauen, die 1895–1897 mit einer Samoa-Völkerschau durch Europa tourten. Fai wurde von den Veranstaltern ihrer Schönheit wegen zunächst als „Prinzessin“ angekündigt und leitete auf der Bühne die Kawa-Zeremonie, wozu sie nach samoanischer Auffassung wegen ihres niedrigen Ranges kein Recht hatte. Durch regelmäßigen Briefwechsel mit den Völkerschauteilnehmern war man in Samoa gut über die Vorgänge während der Schau informiert und griff in unakzeptable Abläufe ein: Samoas höchster Titelträger Malietoa untersagte in einem Schreiben Fais Bevorzugung – die Völkerschau-Impresarios beugten sich. Fortan war in den Zeitungen nur noch von der „schönen Miss Fai“ die Rede.

Der erotische Appeal der Samoanerinnen machte die Schau schnell zum Publikumsmagneten. Auch außerhalb der Vorstellungen waren die als besonders schön und sinnlich geltenden Frauen umschwärmt: Kostspielige Geschenke, Besuche männlicher Bewunderer und Fälle von Durchbrennen sind dokumentiert.

Die Samoa-Schau hinterließ einen bleibenden Eindruck in der deutschen Populärkultur. Junge Mädchen übten scharenweise den samoanischen Schneidersitz. In Deutschland entstandene allegorische und gezeichnete Darstellungen von Samoanerinnen zeigen diese fortan in den hier abgebildeten Fantasiekostümen, die während der Überfahrt in Sydney geschneidert worden waren. Schriftsteller und Maler ließen sich von den Samoanerinnen zu Gemälden, Erzählungen, einem Theaterstück und sogar einer Figur aus Meißener Porzellan inspirieren.

Faagalo und der ihr schon aus Samoa bekannte Phineas, Sohn des Titelträgers Leiataua, hatten sich während der Deutschlandreise lieb gewonnen und heirateten nach der Rückkehr. Das kinderlose Paar adoptierte den unehelichen Sohn einer jungen neuseeländischen Frau, die so einen Skandal vermied. Der Junge wuchs samoanisch auf und wurde der Ahnherr einer noch heute bestehenden großen samoanischen Familie.

Hilke Thode-Arora, Ethnologin



2019 hat Herr Claus Vollbrandt 77 historische Fotoplatten an die Ethnologische Sammlung übergeben. Auf den Glasplatten sind Landschaftsaufnahmen, Karten und Porträts von Samoanerinnen und Samoaern zu sehen. Die Bilder wurden um die Jahrhundertwende bzw. während der Kolonialzeit des Deutschen Reichs aufgenommen. Die Sammlung ist der neuste Eingang in die Historische Fotosammlung der Ethnologischen Sammlung MNM. Die Identifikation der gezeigten Motive und Personen ist zur Zeit in Bearbeitung.

Woher stammen die historischen Fotoplatten, die Sie dem Museum übergeben haben?
„Die Fotoplatten stammen aus dem Besitz meines Großvaters Adolf Vollbrandt. Ich habe ihn leider nicht mehr persönlich kennengelernt, weiß aber, dass er als Kaufmann bei der Schiffswerft und offenen Handelsgesellschaft Blohm & Voss in Hamburg tätig war. Über diese kam er für drei Jahre nach Samoa, um dort einen Handelsposten zu eröffnen oder zu betreiben. Er hat diese Tätigkeit dann aber aufgeben, um als Privatier in Freiburg Medizin zu studieren. Dort hat er anschließend auch praktiziert. 1924 und 1926 hat er öffentliche Vorträge zu seinem Samoa-Aufenthalt gehalten. Vielleicht hat er die Fotoplatten dafür genutzt?“

Zu der Sammlung Ihres Großvaters gehörten neben den Fotoplatten auch Objekte, die Sie dem Museum of Samoa überlassen haben. Wissen Sie, warum Ihr Großvater diese gesammelt hat oder wie sie in den Besitz ihres Großvaters kamen?
„Nein, das weiß ich nicht.“

Was hat Sie dazu bewegt, die Fotoplatten der Ethnologischen Sammlung als Schenkung zu überlassen?
„Für meinen Großvater hatten die Andenken oder Geschenke, die er aus Samoa mitgebracht hatte, eine persönliche Beziehung zu dem Land und den Menschen, dies zu vermitteln, hat ihn zu Lebzeiten wohl auch angeregt, in Freiburg wiederholt Vorträge über Samoa zu halten. Da ich der Meinung war, dass die Gegenstände sowohl für ein breites Publikum in Samoa wie auch in Freiburg von Bedeutung sein könnten, habe ich, auch in seinem Sinne, seine Andenken (Sammlung) den Museen in Samoa und Freiburg vermacht.“

Claus Vollbrandt, Enkel des Sammlers



Ausgepackt!

125 Jahre Geschichte(n) im Museum Natur und Mensch

herausgegeben von

Tina Brüderlin, Stefanie Schien und Silke Stoll

für das Museum Natur und Mensch

Städtische Museen Freiburg

MICHAEL IMHOF VERLAG



Inhalt

Grußwort	6
Vorwort und Dank	7
Ausgepackt! 125 Jahre Geschichte(n) im Museum Natur und Mensch	8
Geschichte. Bewegt. Gegenwart.	10
METEORIT „ENSISHEIM“	12
OBJEKTSCHILDER VON GROSSPRÄPARATEN	14
T-SHIRT „ADELHAUSERMUSEUM DER HERZEN“	16
ALPENSTEINBOCK	18
HINTERWÄLDERRIND „BÄRBEL“	20
UV-VITRINE	22
BLATTFOSSILIEN	24
Netzwerke. Verbinden. Geschichten.	26
SPEISEMORCHELN	28
AFRIKANISCHER BÜFFEL	30
QUETZAL	32
SKELETT EINES KÖNIGSPINGUINS	34
SILBERBÄUMCHEN	36
FISCHSAURIER	38
LIEBLINGSOBJEKT	40
Wissen. Vermittelt. Vielfalt.	42
KIELENDER SPATZ	44
SCHMETTERLINGSSCHAUKASTEN	46
BEWEGUNGSMODELL DER SPECHTZUNGE	48
MOOSHERBAR	50
TROPHÄEN	52
AMETHYSTDRUSE	54
BADISCHER RIESENREGENWURM	56
Autor_innen	58
Zeitleiste der Geschichte des Museums Natur und Mensch	64
Literaturverzeichnis	66
Impressum	67



Ausgepackt! 125 Jahre Geschichte(n) im Museum Natur und Mensch

Das 125-jährige Jubiläum nimmt das Museum Natur und Mensch zum Anlass für einen Perspektivwechsel. Im Vordergrund stehen vielstimmige Geschichten zu den Objekten, die neue Einblicke in das Museum, seine Historie und Sammlungen geben.

Für die Ausstellung wurden je drei Autor_innen mit unterschiedlichsten Hintergründen eingeladen, ihre Stimmen zu Objekten aus der Naturkundlichen und Ethnologischen Sammlung einzubringen. Zum Jubiläum werden so 125 bislang unerzählte Geschichten zu den Schwerpunkten Historie, Netzwerke und fachliche Kontexte „ausgepackt“. Mehrstimmig, kreativ, kritisch, gleichberechtigt und auch persönlich setzen sich die Autor_innen mit dem Museum auseinander. Unbekanntes wird sichtbar, Bekanntes wird neu betrachtet.

Die Schau fordert dabei auf, Wissens- und Interpretationsgewohnheiten zu hinterfragen und mehr als eine Antwort zu erhalten. Pluralität schafft Raum für kritische Reflexion und Diversität. Lassen Sie sich auf das Experiment ein, durch vielseitige und ungewohnte Blickwinkel auf Objekte, Sammler_innen und Zeitgeschehen das Museum und die in ihm bewahrten Geschichten (neu) kennenzulernen.

ALPENSTEINBOCK

Capra ibex

Standpräparat
Fundort: Piemonteser Alpen
Provenienz: wahrscheinlich Kauf von Dr. Girtamus,
St. Gallen, präp. von Mergenthaler, 1905
NMO1 0324

Seit der Altsteinzeit jagen die Menschen Steinböcke. Horn, Blut und Haare galten als magisch und heilend. Diese Mystifizierung führte im 18. Jh. beinahe zur Ausrottung der Art in Europa. Die Errichtung eines königlich jagdlichen Schutzgebietes 1856 im italienischen Gran Paradiso verhinderte das. Von 100 Alpensteinböcken wuchs der Bestand bis zum Ende des 19. Jh. auf 3 000 Tiere an.



Hoch hinaus – der Alpensteinbock

Ich kenne diesen stattlichen Alpensteinbock nicht aus einer Ausstellung, sondern habe ihn das erste Mal in der Wirbeltiersammlung des Museums Natur und Mensch erblickt. Er ist eines der größeren Präparate der Sammlung und vor allem aufgrund seines Gehörns besonders auffällig. Beeindruckend ist daneben auch sein Alter.

Dieser Steinbock hat eine lange Geschichte, denn er stammt aus den Anfängen des Museums. Die Angaben im Inventarbuch sind bedauerlicherweise nicht ganz eindeutig und leider hat sich auch sein ursprüngliches, originales Objektschild durch die Wirren der Zeit nicht erhalten. Wahrscheinlich kam er 1905 in die Sammlung. Er war für die sogenannte „Alpengruppe“ vorgesehen und wurde extra hierfür erworben. Die Faunengruppen des Museums waren damals „up to date“ und wurden in langen Zeitungsartikeln genau beschrieben. Zeigten sie den Besuchern doch einen Ausschnitt aus einer Lebensgemeinschaft – wenn auch dicht gedrängt. Der Alpensteinbock war DER Hingucker. Nicht nur wegen seiner optischen Präsenz, sondern auch weil er ganz oben auf einem „Felsen“ platziert war und alle anderen Objekte überthronte. Auf den historischen Fotos sieht man ihn sowohl in der Turnseeschule als auch in der Gerberau. Er überstand die Ausstellungen, Montagen, zwei Weltkriege, Auslagerungen und Umzüge fast unbeschadet. Irgendwann passte er jedoch nicht mehr in das Ausstellungskonzept des Museums. Umso schöner ist es, dass im Rahmen der Sonderausstellung nun die bewundernden Blicke der Besuchenden wie vor langer Zeit wieder auf ihm ruhen können.

Lisa Klepfer, Biologin



Relikt einer alten Faunengruppe: Der Freiburger Steinbock

Um 1900 erreichte die Reformbewegung der Naturkundemuseen in Deutschland ihren Höhepunkt: Innovative biologische Schausammlungen zeigten Tiere im neuen Kontext – als tiergeografische oder biologische Gruppen in „Lebenswahrer“ Ästhetik.

Die Freiburger „Faunengruppen“ entstanden in dieser bewegten Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, ab 1905, zeitgleich mit denen des Badischen Naturalienkabinetts in Karlsruhe und des Hessischen Staatsmuseums in Darmstadt. Neue Museumsräume in der Turnseeschule machten es möglich, tiergeografische Regionen mit ihren „charakteristischen“ Repräsentanten voluminös in Szene zu setzen: Australien, Afrika, Südamerika, Europa und die Polargebiete (Antarktis und Arktis wurden vermengt, so dass Eisbär neben Pinguin erschien). Asien und Nordamerika fehlten. Wildschweine, Rehe und Hirsche repräsentierten zugleich heimatliche Natur und nordosteuropäischen Wald. Der Steinbock auf künstlichem Felsen krönte die alpine Fauna. Um die Wirkung der Gruppen noch zu steigern, versah sie ein Theaternaler um 1910 mit Landschaftspanoramen.

Die neue „Anschaulichkeit“ war in Museumskreisen nicht unumstritten. Manche Wissenschaftler fanden es unzulässig, wenn Ausstellungen die Illusion von Natur erzeugten. Faunengruppen und Dioramen drängten Tiere realitätsfremd zusammen. Aber sie faszinierten das Publikum. Die Besuchszahlen in Freiburg verdreifachten sich.

Ein Diorama verbindet die Präsenz originaler Präparate mit der Illusion idealisierter Landschaften. Es zieht Besucher an, hält sie fest und berührt sie emotional. Sein Detailreichtum verführt sie dazu, in die Szenerie „einzutauchen“.

Mit den Dioramen kamen vor dem Ersten Weltkrieg neue Bilder in die Museen, Landschaftsbilder. Sie sollten direkte Abbilder der Natur sein, indes transportieren sie mehr: Sie enthielten Botschaften über ideale Landschaften, die zu Naturdenkmälern, Elementen regionaler oder nationaler Identität, erklärt werden konnten. Aber die Faunengruppe zeigte auch einen drohenden Verlust an. Der Steinbock war lebend in den Savoyer Alpen um 1910 kaum mehr anzutreffen.

Selbst als ein dem historischen Kontext entkleidetes Präparat kann er uns heute noch anrühren.

Susanne Köstering, Historikerin



Das Diorama/die Faunengruppe aus präparatorischer Sicht

Das Diorama dient als Bühne für eine scheinbare Wildnis. Es ist mehr als eine reale Nachbildung eines Naturausschnittes. Es kann Geschichten erzählen und dokumentiert den ökologischen Zusammenhang der Flora und Fauna auf einem begrenzten Raum.

In Dioramen werden präparierte oder rekonstruierte Tiere und Pflanzen in ihren Lebensräumen inszeniert. Die Arbeit daran ist komplex. In der Regel ist an der Planung und Fertigstellung eines Dioramas ein Team aus Wissenschaftlern, Präparatoren und Künstlern beteiligt. Der Präparator muss die Fertigung und Konservierung von zoologischen Tieren und Pflanzen meisterhaft beherrschen, genau wissen, wie die Natur aufgebaut ist und wie sie im Zusammenhang mit Flora und Fauna funktioniert. Die besondere Kunst der Dioramenbauer ist es, die vielen Puzzleteile, aus denen ein Diorama besteht, optimal aufeinander abzustimmen. Als Planungsgrundlage dient dem Präparator häufig ein plastisches Vormodell oder eine 3D-Animation. Dieses Modell ist elementar, damit die drei Grundelemente Landschaft, Objekte und Hintergrundmalerei genau geplant und verschiedene Präsentationsarten durchgespielt und diskutiert werden können. Wie in der Malerei sind Perspektive, Horizont, Blickwinkel und Maßstäbe der Objekte relevant. Für eine naturgetreue Nachbildung eines Biotops geht die Landschaft scheinbar unsichtbar in die Malerei über. Der Blick des Betrachters wird durch Anordnung der Objekte durch das Diorama geleitet. Es entsteht eine optische Illusion, ein 3D-Gemälde, das auf den Betrachter wirkt wie ein echter Moment in der Natur.

Durch eine gute Beleuchtung des Dioramas kann die Illusion perfektioniert werden. Die Lichtfarbe kann geographische Lagen und Klimaverhältnisse betonen, die Tages- und Jahreszeiten können beeinflusst werden. Einzelne, meist besondere Objekte werden mit Spots bzw. punktueller Beleuchtung hervorgehoben.

Hartmut Schmiese, Dioramenbauer



SKELETT EINES KÖNIGSPINGUINS *Aptenodytes patagonicus*

Skelettpräparat
Fundort: Südliches Eismeer
Provenienz: wahrscheinlich Kauf, evtl. 1913
NMO1 1831b

Das Inventarbuch gibt nur wenig Auskunft über dieses historische Skelett. Es wurde zusammen mit einem Balg erworben, als Fundort ist das Südliche Eismeer angegeben. Es ist möglich, dass sowohl Skelett als auch Balg gezielt beauftragt wurden. Naturalienhändler und Präparator_innen agierten im professionell-naturkundlichen Objekthandel und belieferten weltweit Naturkundemuseen oder Privatsammler_innen.



Historisches Pinguinskelett

Eigentlich habe ich mich in den letzten Jahren viel mit Pinguinen beschäftigt, da sie die Lieblingstiere meiner Enkelin sind und uns Freude in Form von Spielzeug oder im Zoo machen.

Nun habe ich den Königspinguin dieses Museums kennengelernt und bin fasziniert, was dieser flugunfähige Vogel so leisten muss. Genau wie wir läuft er aufrecht durchs Leben, aber hat Federn wie Vögel und Flossen wie Fische! Beide Spezies haben eine Hals-, Brust- und Lendenwirbelsäule, allerdings hat der Pinguin doppelt so viele Wirbelkörper (47–48) wie der Mensch (24) und versteckt unter seinem Gefieder einen „Schwanenhals“ mit 13 Halswirbeln statt 7 wie bei uns! Dafür hat der Pinguin nur 8 mit Rippen verbundene Brustwirbel, der Mensch dagegen 12. Bei beiden schützt ein Brustkorb mit seinem Brustbein (Überlänge beim Pinguin!) die inneren Organe. Im Gegensatz zu uns Menschen sind Ober- und Unterarmknochen am Ellbogen steif miteinander verbunden, was den Flossen eine große Festigkeit verleiht.

Die untere Extremität ist wie bei uns aufgebaut. Allerdings ist der Oberschenkel deutlich verkürzt und die Hüftgelenke sind extrem wirbelsäulennah angeordnet. Da Beugung in den Knie- und Hüftgelenken im Stand nicht möglich ist, entsteht der für uns possierlich erscheinende Watschelgang an Land. Dafür sind sie aber als „Bauch-Rodler“ auf dem Eis – für den nötigen Schub sorgen sie nur mit ihren Füßen, mit denen sie sich abwechselnd vom Untergrund abstoßen – und im Wasser sehr schnell, ohne dass die Gelenke im Wege sind.

Beim Mensch ist das Hüftgelenk deutlich wirbelsäulenfern angelegt, was ihn in die Lage versetzt, im Stand Knie- und Hüftgelenke zu beugen und unheimlich schnell zu laufen. Früher war das zum Jagen der Nahrung überlebenswichtig. Heute kommen nur noch Ausnahmeathleten, wie z. B. Anne Haug (Gewinnerin Ironman Hawaii 2019), auf rd. 14 km/h beim Lauf. Allerdings ist ihr beim Schwimmen der Pinguin mit bis zu 27 km/h (statt 4 km/h) deutlich überlegen!

Hildtrud Thiele, Orthopädin



Pinguinskelett

Nils Olav ist ein Königspinguin, der im Zoo von Edinburgh, Schottland lebt. Einer seiner Verwandten aus dem Südlichen Eismeer steht seit 1913 als Skelett in Freiburg. Auch als Skelett in einem Museum zu enden, ist wahrscheinlich das Größte für Nils Olav. Hier könnte er noch über Jahrzehnte bewundert werden.

Als komplettes Skelett in der Natur zu überdauern, ist schwierig – besonders, wenn es Tausende Jahre alt ist. Die Knochen können getrennt oder zerstört werden. „Fossilagerstätte“ beschreibt, dass spezielle Umstände nötig sind, um fossile Überreste zu finden. Es gibt nur wenige Fundstellen auf der Welt und gäbe es nur diese, wären viele Museen ziemlich leer.

Braucht man Skelette zur Interpretation von Fossilfunden? Nicht unbedingt. Der Franzose Georges Cuvier rekonstruierte Ende des 18. Jahrhunderts ganze Tiere aus fragmentarischen Fossilien mittels seines umfassenden Wissens der vergleichenden Anatomie – echte Pionierarbeit.

Findet man vollständige Skelette, beantworten sich indes viele anatomische Fragen vorab, nicht erst nach aufwendiger Einzelknochen-Suche. Das erste in den USA montiert aufgestellte fossile Skelett, ein amerikanisches Mastodon, brachte 1801 Gewissheit, wie dieser Elefantenverwandte aussah. Präsident Thomas Jefferson schickte wenig später eine Expedition in den noch unbekannten Westen des Kontinents, auch um ein lebendes Mastodon zu finden. Cuvier hatte es bereits als ausgestorben beschrieben, so wie Wollhaarmammut und Riesenfaultier. In der Frühzeit der Paläontologie ging es auch um das Hinterfragen der Bibel.

Apropos Skelett. Aus den ersten vier Millionen Jahren Menschheitsgeschichte sind nur eine Handvoll fragmentarischer Skelette überliefert. Trotzdem gelang es Wissenschaftlern durch akribische Forschung, einen Stammbusch unserer afrikanischen Vorfahren aufzubauen. Ein vollständiges Skelett ist spektakulär, aber kein Muss – außer vielleicht im Museum.

Nils Olav wurde bei einem Besuch der königlichen Garde Norwegens 2016 zum Ritter geschlagen.

Oliver Sandrock, Wirbeltierpaläontologe



Königspinguin-Skelett

Vogelskelette sind klassische Bestandteile naturkundlicher Sammlungen und seit den Anfangszeiten der ersten musealen Sammlungen im 17. Jahrhundert nachweisbar. Weil sich ein in natürlicher Haltung aufgestelltes Skelett sehr schön mit einem befiederten lebensechten Vogelpräparat vergleichen lässt, wurden montierte Skelette wie das des hier gezeigten Königspinguins geschaffen, um dem Betrachter die Besonderheiten des Vogelskelettbbaus nahezubringen, nicht zuletzt weil Pinguine auch unter den Vögeln recht eigentümliche Skelette besitzen. Skelettmontagen dienten also in erster Linie vergleichenden Studien zum inneren Bau der Wirbeltiere und wurden verstärkt seit dem 19. Jahrhundert, zur Blütezeit tieranatomischer Sammlungen, angefertigt.

Skelette ergänzen in vielen Vogelsammlungen die Bestände anderer Präparate, machen aber selten mehr als ein Zehntel einer Sammlung aus. Heutzutage werden Skelette allerdings nur noch selten aufgestellt, sondern eher als lose Knochen aufbewahrt, um vergleichende strukturelle Forschung an Einzelknochen zu ermöglichen. Beispielsweise vergleichen Paläontologen Knochen und Skelette heute lebender Vögel oft mit fossilen Knochenfunden. Dafür sind unmontierte Skelette einfach besser handhabbar, weil sie einen ungestörten Blick auf die Knochen aus verschiedenen Perspektiven zulassen. Die heute verfügbaren digitalen Röntgen- und CT-Scan-Techniken, durch die sich die Knochenstrukturen und die natürliche Lage einzelner Knochen zueinander dreidimensional darstellen lassen, ersetzen zudem inzwischen vielfach die mühevollen Arbeit der Präparatoren an einem anatomisch korrekten Skelettpräparat.

In sammlungstechnischer Hinsicht erfordern Skelettmontagen außerdem besondere Sorgfalt, da sie relativ viel Aufbewahrungsplatz benötigen und häufig recht fragil sind. Aufgrund ihrer eigenen Ästhetik und ihres hohen Anschauungswertes werden sie aber immer noch in geringen Zahlen hergestellt, gern in Ausstellungen gezeigt und als Lehrmaterial verwendet.

Till Töpfer, Ornithologe